

Grüßelbis.

Von Ottomar Beta.

Sie war nur eine „Provinzialhauspfeilerin“, die Heldin meiner Gedichte; aber es giebt eben auch in der Provinz Leute von Bildung und Geschmack, welche den Werth einer darstellerischen Kraft ersten Ranges und den eines festen Entschlusses zu schätzen wissen.

Man sah fogar dem Ereignisse entgegen, daß der Sohn einer der reichsten Familien sich für ihr verloren würde. — solche harmonischen Wechselbeziehungen zwischen Bühne und Bürgerthum sind selten!

Es läßt sich in der That nicht leugnen, daß die sonst verwirrte und strenge Olga Berg, — welche wir uns nach einer ihrer am hineinpendelten durchgehäuften Rollen Grüßelbis zu nennen erlaubt haben, — dem jungen Kreisler der Hanfa, Handels-, See- und Provinzialstadt, dem Sohne des Bärenmattensdorfs Hillberg mancherlei Freiheiten angeschlossen gestattet.

„Olga“, sagte er eines Tages, als er beim Kaffeekauf auf der Gasse ihr gegenüber sah, „Ihr Mama'schen ist wieder von ihrem bösen Althum gelockt.“

„Olga hob die Brauen und seufzte. Das nordische Klima ist ihrer Gesundheit feindlich; ich werde mich doch demnächst entschließen müssen, dieses trante Alth zu verlassen.“

„Ja, das sind Sie auch, Sie, meine Göttin,“ rief nun der junge Kreisler aus, und eben auf Ihre Gutherzigkeit habe ich heute mehr als je gerechnet. Es giebt einem armen Freunde, den die Dankbarkeit verleitet, einen der kümmerlichen Streiche zu spielen, die ein Mensch begehen kann, wieder auf den rechten Weg zu helfen. Und dazu sind Sie allein im Stande, Olga.“

brückt und wäre man auch der Lächlichsten einer. Der neue Direktor Hillmer aber bestimmte sich um uns sehr wenig. Er doctirte bei Tage, dichtete bei Nacht und die Abende bringt er im Hause seines früheren Wohlthäters zu, des verstorbenen Geheimraths v. Wöhler, einer Familie, die ein ebenlo zurückgezogenes Leben führt wie er.

„Und ich sollte vermögend sein, dieses große Rettungs- werk zu vollbringen?“ warf nun Olga dazwischen. Ihre Augen leuchteten, und in ihrem Busen verriet sich eine stürmische Bewegung, als sie sich bei diesen Worten erhob.

„Ja,“ rief der junge Patrizer, sich gleichfalls erhebend, „Olga, Sie sind dazu geboren. Sie müssen ihn an sich ziehen, ihn fesseln, ihm zeigen, daß auch noch heute die Schönheit lebt, die in der Wirklichkeit und Wahrheit zu finden er längst ausgegeben hat.“

„Sie müssen“, fuhr Olga feinen Ton nachahmend fort, „ihn aus den Banden befreien, welche ihm die Dankbarkeit auferlegt, ihr jenes Geheimraths Töchterchen vergessen machen, die um setzetwillen und auf ihn wartend benahe zur alten Jungfer geworden ist!“

„Sie müssen“, fuhr Olga feinen Ton nachahmend fort, „ihn aus den Banden befreien, welche ihm die Dankbarkeit auferlegt, ihr jenes Geheimraths Töchterchen vergessen machen, die um setzetwillen und auf ihn wartend benahe zur alten Jungfer geworden ist!“

„Sie müssen“, fuhr Olga feinen Ton nachahmend fort, „ihn aus den Banden befreien, welche ihm die Dankbarkeit auferlegt, ihr jenes Geheimraths Töchterchen vergessen machen, die um setzetwillen und auf ihn wartend benahe zur alten Jungfer geworden ist!“

„Die treulose Coquette!“ so hieß es später in der guten Gesellschaft der guten Stadt H., „sie hat den jungen Hillberg benutzt, so lange es ihr Interesse gebot, und dann — leben Sie wohl!“

Der Mantel*).

Von Oskar Schwedel.

Es will uns fast scheinen, als habe unsere Vorfahren in dem Mantel das bedeutsamste Stück sowohl der Mannes- wie der Frauenkleidung erblickt. Auch wir können des Mantels nirgends entzagen, wenn es gilt, der menschlichen Gestalt einen feierlichen und weßvollen Charakter zu verleihen; der Bildhauer, selbst der Maler vermag den Mantel auf seine Weise zu misßen. Die Bedeutsamkeit des Mantels ist überdies unalt — so alt, wie das deutsche Volk selbst.

In unserer alten Volksgeschichte, deren Untergrund wir manch Mal noch schmerzlicher zu befragen geneigt sind, als Schiller einst den Sturz der „Götter Griechenlands“ betrauert hat, erweist sich der Mantel Wobans — das ist natürlich die Wolle — von der höchsten Wichtigkeit. So berichtet uns z. B. der Historiker Sazo Grammaticus die folgende Sage:

„Hadding, ein Krieger Wobans, war in blutiger Schlacht getödtet. Da kam der Gott als einäugiger Stroh dem Fischen zu Hilfe; er stärkte ihn mit einem Trunk, löste ihn in seinem Mantel und führte ihn durch die Luft nach seiner Heimath zurück. Durch ein Loch des Mantels niedersehend, gemachte Hadding mit Erläutern und Grauen, daß er durch die Wolken dahingetragen wurde.“ Dieser Mantel Wobans kommt in unzähligen deutschen Sagen vor; vermöge seiner wunderbaren Kraft kehrt gewöhnlich ein König, ein Held, ein Geringer aus dem fernsten Morgenlande zurück, so z. B. Kaiser Karl und Herzog Heinrich der Löwe, Gerhard von Holstein, Heinrich von Nördlingen in der Sage vom Wartburgkrieg, Theobald von Bammoden in Niederachsen, die Grafen von Stadion und von Hohenpollern, der edle Wöringer u. s. w. — Wir haben oben, daß der Mantel die Wolle bedeute; wir sprechen aber auch von „Wollencosjen“. Es ist daher sehr leicht erklärlich, wenn statt des Mantels auch ein Noß erscheint: ist doch eben die Wolle das Noß Wobans! Auch „Faust's Zaubertrank“ ist nur durch die Thatfache zu verstehen, daß er als Symbol für die Wolle eingetreten ist, welche die Äste mit wunderbarer Schnelligkeit durchzieht. Dieser Mantel, welchen Woban allezeit gern seinen Lieblingen darreicht, ist nun entweder grau wie die Sturmwolke selbst, oder er ist „aus vielen bunten Lappchen zusammengeseht“, ein Abbild des Himmels mit seinen wechselnden Farben.

Bei dem Volke der Westfranken trat nun in christlicher Zeit der heilige Martin, ursprünglich ein „Reitersmann aus Amanten“, an die Stelle des alten Gottes Woban. Die Legende St. Martins ist auch jetzt noch allgemein bekannt: „Ein Bettler spricht im winterlichen Sturmeswetter den Reiter an, und dieser theilt ihm seinen Mantel mit dem Schwerte, um dem Armlen, welcher sich ihm sofort als der Heiland selbst offenbart hat, einen warmen und geringen Schutz gegen das Unwetter zu gewähren.“ Dieser Mantel St. Martins wurde angeblich später ein Eigentum der berühmten Äbtissin des heiligen Dionysius, des Klosters St. Denis bei Paris, und wurde bei dem Reliquienzuge desselben von den Frankensängern stets dann entnommen, wenn ein Krieg über das Reich kam. Dann trugen diese Herrscher, die nachkommenen Chlodwigs, die „Cappa Sancti Martini“, den St. Martinemantel, auch im Braue der Schlachten und in den Wäfferkämpfen des wilden Kampfes. Wir werden durch diesen Brauch stets wieder auf den schützenden Wollensmantel Wobans zurückgewiesen, wenn man will, auch auf die Tarntappe Siegfrieds, welche nicht etwa ein „Kappfeldchen“ ist, wie sie etwa unwissende Maler darstellen, sondern ein weiter verfallender Mantel, daffelbe, wie der Mantel des Gottes Wuotan, der bergende, schirmende, verhehlende.

Schützende Kraft wurde indeffen auch andern Mänteln in Folge dieser nun einmal herrschend gewordenen Anschauungen beigelegt. So benutzte die berühmte Äbtissin des heiligen Arnulf bei Metz ein dem grünlichen Mantel Karls des Großen, ein wahrscheinlich karolingisches Seidengewebe mit eingewirkten Löwen und Adlern. Dieser angebliche Mantel Karls (la chappe de Charlemagne) wurde bis gegen das Ende des 18. Jahrhunderts von der Gesellschaft von Metz zu einem höchst sonderbaren Zwecke benutzt. Ein einzigen Tag im Jahre wurde nämlich ein Vaidenbruder von St. Arnulf mit der Reliquie bekleidet; dann wurde er auf ein Noß gesetzt und zwar so, daß das Antlitz des Reiters dem Schwanz des Thieres zugekehrt war, und in diesem Aufzuge ward er dann durch die Stadt geführt. Alle Schlächter und Festschänder der „noble cité de Metz“ aber waren verpflichtet, ein bestimmtes Quantum von Fleisch, Fett oder Talg diesem Reiter zu übergeben. Dies hieß das „Recht Karls des Großen“ und ist erst im Jahre 1769 durch Verkauf aufgehoben worden. Nachdem nun die Äbtissin des heiligen Arnulf verstorben worden und vom Erbholden verschunden ist, bewahrt die Kathedrale von Metz den „Mantel Karls des Großen“. Der ehemalige Umzug mit demselben aber

* Nr. 3 aus der uns zum Abdruck vorliegenden Kollektion kulturhistorischer Aufsätze: „Deutsches Volkrecht, Deutsche Tracht und Deutsches Recht“ von Oskar Schwedel.

Ute augencheinlich wohl nur den Zweck haben, die „eile Stadt“ zu schützen und zu segnen.

Es giebt insofern noch viele andere merkwürdige Mäntel. So z. B. legte die Legende dem ayzulouen, mit goldenen Ähren besetzten Mantel der Könige von Frankreich einst höchst wunderbare Kräfte bei. Es ist jedenfalls eine hochpoetische Idee: „Der Mantel des Königs verleiht Schutz und Schirm; ja er gewährt selbst Hilfe und Hülfe!“ Nach poetischer aber wird dieser Gedanke, wenn er auf den blauen Stiermantel der Jungfrau Maria übertragen wird. In Heideloffs „gottheliche Drame“ findet sich ein südbeutischer Grabstein von ebeister Schönheit abgebildet; es ist auf ihm eine ganze Familie dargestellt, Mittersmann und Gattin, Söhne und Töchter, Sie allzumal knien vor der Himmelskönigin, der in huldvoller Milde dargestellten Jungfrau Maria, und sie, die Jungfrau, sie breitet gütig und schützend ihren blauen, weissen Mantel aus über das ganze Geschlecht! Wir können uns nicht entsinnen, niemals wieder ein Grabmonument von dieser Zartheit und Deutsamkeit des Gedankeninhalts aufgefunden zu haben.

Aus diesem Gedankeninhalt erklärt sich uns nun auch die Symbolik des Mantels im deutschen Rechte von selbst. Stets ist er ein Zeichen des Schutzes. Schutzbefürchtete stehen daher zu dem Mantel von Königen und Fürstinnen; sie werden von diesem mit dem Mantel bedekt. Der Zug geht durch die germanische Poetik! So umhüllte z. B. Karl der Große einst eine heidnische Königin mit seinem Mantel, um dem Drängen ihrer Feinde zu wehren; so schützte Kriemhild in den Hofgärten ihren von dem starken Dietrich von Bern besetzten Geliebten Siegfried; so schützte der oben erwähnte Feinrich von Osterreich, der Lieberlinde, edle Bürger der Stadt Eisenach im Liebes- und Wartburgtrage, als er von seinen Gesangsfeinden bedroht ward, unter den Mantel der Landgräfin Sophie. Auch der Geschichte sind bezügliche Vorstimmnisse nicht eben fremd.

Es wurden daher auch bei Adoption und bei der Legitimierung die schutzlosen Kinder vom Vater „unter den Mantel“ genommen, und die Adoptierten oder Legitimierten heissen deshalb „Mantelkinder“, „Kaufans mis sous le drap“. Dieser Brauch löst sich in fast allen europäischen Völkern mit germanischer Bevölkerung nachweisen. Nur das skandinavische Recht scheint eine Ausnahme von dieser Sitte zu machen; in Schweden und in Norwegen setze man bezügliche Kinder „auf den Schoß“. So erklärt sich beispielsweise der Name „Schoßknig“, welchen ein König Däne geführt hat.

Einen seltsamen Nachbegriff begegnen wir ferner zu Frankfurt a. M. Wenn dort eine Frau ihren Mantel auf ihres Mannes Grab fallen ließ, und von ihrer Habe nicht mehr denn ein Kleid behielt, so war sie nicht schuldig, für jene Verpflichtungen einzustehen, welche ihr Gatte noch unentgeltlich hinterlassen hatte.

Nun aber hat der alte, braune Mantel dem modernen „Ballett“ z. ganz ohne Frage Platz gemacht. Wir sind nicht eben Freunde der romantischen Stimm- und Drangperiode; aber es liegt trotz aller Vulgarisierung, welche die Dichtung erfahren hat, doch edle und wertvolle Poesie in Goethes „Mantelstübchen“:

„Welcher dreifache Jahre bist du alt; Hast manden Sturm erlebt; Hast mich wie ein Bruder beschützt, Und wein die Kanonen gekostet, Wir beide haben niemals gehebt!“

Allen die Poesie des Mantels ist d'rum doch nicht völlig erloschen, wenigstens der Mantel selbst ein obsolescirtes Kleidungsstück geworden ist. Der Krönungsmantel eines deutschen Königs und Kaisers, der Mantel des Johanniters, der Mantel des Rectors einer deutschen Hochschule, sie alle haben ihre hohe und schöne Bedeutung auch heute noch. Kunst und Poesie können, wie erwähnt, den Mantel nicht entbehren. Was wäre z. B. dichterisch, die Nacht ohne ihren fernenbesetzten, tiefblauen Mantel, der alles Leid und Wehe der Welt bedeckt? Wunderbar! Wir müssen immer wieder jenes südbeutische Grabstein mit der Gestalt der Jungfrau Maria gedenken, welche schützend den Mantel ausbreitet über ein ganzes Haus! Ein reicher Mann war eben der Fürstinnen Bier. Wohl uns; — wir Deutsche wissen davon zu sagen, daß edle und vielgeliebte Frauen auch heute noch diesen Mantel des Erbarmens tragen!

Schenken.

Ein Katechismus des Schenkens ist unseres Wissens bislang noch nicht erschienen. Dennoch würde für ein solches Büchlein ein gar reiches Material vorhanden sein und für dessen Abschluß brauchte eben auch kein Verleger ernstlich lange zu sein. Denn das Schenken ist in vielen Fällen, wo es sich nicht um praktische Bedürfnisse handelt, wo man nicht Jemandem gerade nur das geben will, was er eben braucht, keine so leichte Sache, wie man sich's gemeinlich vorstellt. In der Regel sieht man unter, über und neben das Ziel, den Kernsich hat man setzen und die meisten Ueberforschungen laufen auf Enttäuschungen hinaus. Allerdings ist's eine schwere Sache um's Erwerben, sonst würden ja auch mehr Teros gemacht werden, als die Lotobirection jahraus, jahrein auszusprechen hat; aber noch immer ist es oft leichter, eine Nummer, die der Waisenknabe zu erheben hat, zu erfinden, als ins Waisenhaus einzutreten und ihm das Erbschaft zu überbringen. Welcheicht täme man in schwandlenen Füllen am besten dadurch aus der Verlegenheit, daß man in die Menge von Preissbüchern und Katalogen, in welchen neuesten unsere Firmen so Treffliches bieten und die Eines besonders zur Weinachts-, also Schenkenszeit mit jeder Post ins Haus fliegen, als Gerathwohl hingeriffelt und sich somit dem Zufall fernen. Allerdings könnte es dann passieren, daß dieser Zufall dem Junggefell eine Kruppe, der Schmiedemutter einen Stroh, dem jungen Mädchen die sämtlichen Werte

von Zola und dem auf Freierfüßen gehenden jungen Manne ein Köschchen zuzumenden. Also — Hazard darf wieder gespielt, noch geliebt werden.

Kräftlich oder nicht kräftlich — das ist die Frage; zweckmäßig oder überflüssig — das ist das Mäthel. Kinder pflegen ihre süßen Mühdenden da über zu verziehen, wenn man ihnen zu ihrem Namen- oder Geburtsstage oder zu Weihnachten, kurz zu allen jenen goldenen Zeiten, wo der geheiligte Gebrauch ihnen das Recht gibt, Etwas zu erwarten, eine Gabe reich, die sie gerade brauchen, etwa ein Paar Besitztümlein, ein neues Kleid, weil die alten Etzeileichen und das Kleidchen vom vergangenen Jahre bereits nahezu unbrauchbar geworden sind. Mit der unschuldigen Miene der Welt können sie dann in den weinerlichen Lusten verfallen: „Das hät' ich ja ohnedies bekommen müssen.“ Aber noch eine Pappentafel, noch ein „unmühes Necessaire“, noch ein Porzellanerlebe und noch eine Krüge — das ist ihnen recht; das füllt die Kinderstube zur Verzweiflung der Mutter und des Stubenmädchens, das jeden Morgen nicht weiß, wo es den Krimsstrams unterbringen soll, bis an die Decke, und das füllt ihr begehrendes Verlangen aus. Aehnlich und nur durch den Verstand und den dunklen Drang nach Mätheligkeit einigermaßen eingedämmt, ist es ja auch bei den Großen und Alten. Der Zynus, die Pikanterie, das noch nicht Gelebene — das zieht an und erzieht, das Alltägliche löst kalt. Ein unpraktisches Krantenfach, das bevor man um einen Tropfen Tinte herausbringt, zehnmal umgegessen wird, eine neuarartige Zigarettenmaschine, die den Tabak zerwickelt, statt ihn zu rollen, ein schweres Biersevice, dessen Gebrauch die Kraft eines Hausweines verlangt, ein Alkoholis, der so oft man ihn ansetzt, bricht — das ist das Genre, das in den meisten Fällen und am nachthätigsten imponirt. Kurz ist die Freude und lang der Katerjammer!

Eine Art zu schenken, die in, wir wollen nicht sagen, vorbenflichen, nicht einmal vorwärtlichen Zeiten, aber doch vor wenigen Dezennien noch stark im Schwange war, ist fast gänzlich verschwunden. Die Art war namentlich bei den Damen beliebt, die „ihren Herren“ eine rechte Freude bereiten wollten. Die hässliche Gattin sickte ihren häßlichen Gatten ein Paar Polentagere, ein Hauskaffchen, oder, wenn sie nicht davor scheute, dem Manne den Saar zu stehen, ein Paar Postoffen; die Schmeßer liehe dem Bruder eine Cigarettenzähne, die Braut dem Bräutigam ein Portefeulle mit ihrem, von Silber- und Goldäden oval umrahmten Bilde oder ein Paar warme „Stiefeln“. Das ist fast ganz außer Mode gekommen, um wenn heutzutage junge Mädchen im Geheimen durch die Gesellschaft ihrer Hände und durch ihre Ausdauer der Mutter eine Freude machen wollen, so wird's ein Käufer nach Holbein-Muster, der den Tisch absonderlich ziert und den die Gäste ebenso absonderlich bewundern, oder ein Dugend Desferretschelchen mit zierlichem Monogramm oder ein Paar Stoves mit malerischem Dessein. Denn Stoves müssen malerisch sein, wenn sie auch das Licht vom Zimmer fernhalten. Und ist bei der Jugend der moderne Kunstsin in ganz, so werden Teller, Platten und Krüsschen bemalt. Der in noch älteren Traditionen besangene Papa schmiltet das ganze Haupt, wenn ihm zugemutet wird, eine à la Dessert oder Wein-Sage bemalte Schüssel an die Wand zu hängen, denn für ihn hatte bisher diese Art von Porzellan oder Majolika lediglich den Zweck, darans zu essen, aber Mama hat sich noch Frauenarzt rasch in den Besitz der neuen Zeit hineingelegt und heut fast ungemein darüber, daß die Hocoosfigürchen auf dem Tellerrand zu ausnehmend gelangen, daß das Krüsschen des kleinen Rattlers Paßl oder Bijou auf dem Grunde des Hundenstüchleins so ernst und der springende Pagar auf der Spieltheibe so schön dreinschauet.

Die Aufgabe des Schenkens ist in dem Maße komplizierter und ihre Lösung schwieriger geworden, als die Ansprüche an die offene Hand stark gewachsen ist und die Auswahl der Gegenstände in den letzten Jahrzehnten sich ins Unbegreifliche gesteigert hat. Buchhandel, Photographie, Holzschneidkunst, Kupferdruck, Holzschnitt — alles arbeitet auf Weinachtslos, und was früher, wie beispielsweise ein Galerienwerk, nur dem Willkür zugänglich war, ist heute dem Mittelstande erschwinglich gemacht. So ist's auch mit den Arbeiten der Plastik. Für einige Gilden kauft man ganze Gänder und für den kleinen Betrag eines griechischen Liebesgotts, und die Gesamtwerte eines Mozart, Beethoven und Schubert, die bereinst nur im Besitze von Bibliothekern, Fachgelehrten oder besonders begünstigten Familien waren, finden heute erleichterten Eingang in jede bürgerliche Hausbibliothek. Es schwinden Ehem die Sinne, wenn man in einen modern ausgestatteten Buch-, Kunst- oder Musikladen eintritt; man weiß nicht, wovon man zuerst gefaselt wird, von den Werken, den Titeln oder den Einbänden! Das ist aber alles nichts gegen die Uhr und gegen die Anwalts und Unwänsung, die das ursprüngliche „Mitterberger Ei“ auf dem Markt der Ueberzähligkeiten hervorbringt. Früher war die Uhr lediglich beim Uhrmacher zu finden; der Uhrmacher fertigte, verkaufte und reparierte sie. Heute findet man die Uhr beim Juwelier in einem Vracelet oder sogar in einer Broche und Brillenabak, beim Stofffabrikanten in einem Pfefferrohre, im Schirmladen unter dem Griff eines Parajols, man findet sie im Galanteriemagazin in einem Portemonnaies oder einem Kästchen, beim Silberrarbeiter in ein Feuerzeug eingelassen, und wer weiß, ob nicht auch ein Pfeifenraucher über den Gedanken versällt, ein Miniaturwerk an einem Pfefferkorntopf anzubringen. Wenn dann der bedächliche Käufer auf die warme Uhr blickt, kann er zugleich konstatieren, um wie viele Schattungen der edle Kopf seiner angezogen erscheint. Die vor Kurzem erst veräußerte Pariser Ausstellungszeit hat der Uhr eine neue Perspektive erschlossen, die Perspektive in die Potentate. Man ist dort nämlich auf die Idee verfallen, Alles was ein in Friedenszeiten wohl ange-

rüster Herr braucht, in einem Bündel zu vereinigern: Messer, Feuerzeug und Uhr. Dieses Bündel wird in die Tasche gesteckt und mittels Sicherheitsketten an dem äußeren Taschenschloß befestigt. Selbstverständlich ist diese Ausrüstung so unpraktisch als nur denkbar, aber sie ist modern und darum vom Standpunkte der Industrie auch berechtigt. Das Geld für's Schenken kann ja nicht groß genug sein. W. Frank. (N. W. L.)

Bemerktes.

Ein Rathgebildt Ferdinand Feistgarths. Der Feistgarth, wird ein Gedicht Ferdinand Feistgarths zur Verfügung gestellt, das bisher nur in einem engeren Kreise bekannt geworden. Das ichne Gedicht trägt die Aufschrift: „An mein liebes Batschen, Adeline Mittershaus mit einem Batschen, März 1872“ und lautet:

„Du zählst noch zu dem kleinen Volke, Mit noch ein Büppchen jung und zart; Noch schwebt wie eine Donnerwolke Über dich der des Vaters Bart. Doch heut zum Range kommend, Nieder sich den Abend, Her und Licht, Ein legend' Art zu Dir nieder, — Der treuen Mutter bald Gedicht! Noch mit den Feinden, mit den Schweltern, Zu Ehen und Heirathen mit Du hoch, — So geht es heut, so ging es gestern, — Will's Gott, geht es auch morgen lo, — Doch heut' und morgen ist nicht immer, — Die Jahre flieh'n, o Föhlerlein! Wie bald ein großes Frauenzimmer, Ein schönes Fräulein wird Du sein! Dem wird sich mancherlei begeben, Doch will ich's nicht verathen hier; Denn siehst man's Baitegwölz Du hweben, Nicht über, — nein auch neben Dir! Und den Mann die Jahre haben, — Sein's unteroch beprengt mit Weiß! Grüßt wieder einen Schwiegerkneben Als ein gerührter Schwiegergatte! Dann, — doch ich darf nicht prophezeien, Nur dies ich gerne plauder: Du hoch, — Dann, wieder vomme Gaben schenken Der jungen Frau ins junge Haus, Gedicht, Gebild, Gedicht, Geliebte — Von allen Seiten fliegt es ein! Behm Du bist, mit ein's Zeugn' s'chreit Du Heer und Saal und Feinere weit'n, — So hoffen wir, wird es gelassen! Ich aber, — weil ich Alter dann Wohl nicht mehr Dir in's Auge sehen Und Deines Glücks mit freuen kann; — Ich geht' und irre dich schon heut' — Da tumm dies Mädchen, ich ist es ein, Bis einst als glückliche der Braute, Tu es hervorlangst aus dem Saaren. Dann lagst Du wot: „Das ist vom Batschen! So viel sich hier hat er gemacht!“ Wie hat er Alles doch erathet, Wie Alles im Voraus bedacht! O, das er heut bei Wohl und Tausen Nicht auf mein Wohl den Veeher steht, Mir nicht die Ehen list' unen Kränge Ich wollte doch, er hätte erlet!“

— Der Begriff „Arbeit“. Die Frage: Was ist eine Arbeit? ist unzweifelhaft der Arbeiterkategoriegebäude viel erörtert worden, und auch die jüngst in Berlin abgehaltene internationale Konferenz hat sich mit ihr beschäftigt müssen. Eine erwidrende, allgemein gültige Definition des Begriffes „Arbeit“ ist jedoch nicht vor. Die „deutsche Zeitung“ schreibt dazu folgendes: In § 135 der Gewerbeordnung für das deutsche Reich ist bestimmt, daß Arbeiter unter 12 Jahren nicht beschäftigt werden dürfen. Sie können überall in kleineren Werkstätten Verwendung finden, nur nicht in Fabriken. Die Gewerbeordnung enthält indes keine Definition des Begriffes „Arbeit“. Man sollte meinen, dieser Begriff bedürfte auch keiner Erklärung, weil jedermann zu wissen glaubt, was eine Arbeit ist. Und doch giebt es gewerbliche Unternehmen, von denen sich nicht ohne weiteres behaupten läßt, ob sie den Fabriken bezuzählen sind oder nicht, z. B. Ziegeleieremere. So viel ist klar, daß zu dem Begriff „Arbeit“ unbedingt gehört: Arbeitsleistung, eine äußere That von Arbeitern und andere gethätige Künstdichten. Belondere Betriebskräfte, wie Dampf- und Wasserkraft, bilden kein selbständiges Merkmal. So hat das Reichsgericht festgestellt, daß ein Dampfkesselfabrikant, welches so das Werk in zwei großen Werkstätten, in der Arbeit beschäftigt, daß bei Anfertigung der Arbeiter Arbeitsleistung besteht — die einen nähen Aermel, die andere Ärmel, wieder andere Taillen u. s. w. — als selbständiger Betrieb anzusehen ist. Das Unfallversicherungsgesetz vom 7. Juni 1871 lautet hierüber: Die sonst höchsten Bestimmungen, wonach im Handwerk die Handarbeit, in der Fabrik das mechanische Element vorhehret, wonach beim Handwerk regelmäßig eine vollständige Herstellung der Erzeugnisse durch eine und dieselbe Hand, bei der Fabrik Theilung der Arbeit unter verschiedene Arbeiter voraussetzen müssen, in Zweifelsfällen die Entscheidung darüber zu treffen, ob es sich um einen fabrikmäßigen Betrieb oder nicht, und von dem berechtigten Beruf abzustehen haben, im Gehe die Feststellung des Begriffes einer Fabrik vorzunehmen. Der Richter hat also in Zweifelsfällen gegen die Gewerbeordnung von Fall zu Fall zu urtheilen, ob fabrikmäßig gearbeitet oder nicht. In den meisten Fällen wird dies nicht zweifelhaft sein. Die Entscheidung dieser Frage schwebet aber zumeist tie in das gewerbliche Leben ein. In der Fabrik dürfen Zehntausende, die in Alter zwischen 14 und 16 Jahren leben, nicht länger als zehn Stunden täglich beschäftigt werden, in welcher Zeit den höchsten Arbeiter keine Arbeit bezeugt; der Handwerker dagegen kann Beständig länger beschäftigt sein.

Verantwortlicher Redakteur: S. Roseger.

Verlag und Druck von H. Kretschmann in Halle. Expedition des Halle'schen Tageblatts; Große Ulrichstraße 19, geöffnet von 7 Uhr Morgens bis 7 Uhr Abends.